

Edelgard Spaude

Der Tod macht die Musik

Kriminalroman

federfrei 

Der große Saal der Burg von Perchtoldsdorf war nicht einmal zur Hälfte besetzt, oder besser gesagt: Die Zahl der leer gebliebenen Sessel überwog die der besetzten bei Weitem, obwohl die Organisatoren die Sitzmöglichkeiten äußerst großzügig arrangiert hatten. Und obwohl wochenlang schon unermüdliche, weil gut bezahlte, jugendliche Helfer immer neue Plakate in allen möglichen Geschäften verteilt und an jedes freie Mauerplätzchen geklebt hatten. Doch es war nicht zu leugnen: Das Interesse an der angekündigten Veranstaltung war weniger als mäßig. Die meisten Besucher waren nur gekommen, weil ihnen auf die dringliche persönliche Einladung des Referenten hin entweder nicht schnell genug eine plausible Ausrede eingefallen war, oder weil sie als Gemeinderäte oder ehrenamtliche zweite Vorsitzende von Vereinen in Vertretung der nächst höheren Hierarchie zwangsweise verpflichtet worden waren.

Eine Ausnahme bildete allein ein deutscher Tourist, der zufällig hergekommen war, weil er sich eigentlich nur das Innere des mächtigen Gebäudes hatte ansehen wollen. Das massive Gemäuer ließ noch einen Hauch von Mittelalter spüren, und der majestätische Wehrturm, der sich einige Meter weiter neben der Pfarrkirche St. Augustin erhob, vermittelte dem Besucher, der dieses eindrucksvolle Ensemble bewunderte, ein Gefühl von Kleinheit.

Der staunende Besucher hatte vor ein paar Wochen kurz entschlossen diesen Urlaub gebucht. Nachdem seine Frau die arbeitsaufwändige, langjährige eheliche Gemeinschaft zugunsten eines ausgeglicheneren Single-Daseins vor einiger Zeit aufgegeben hatte, wollte er überhaupt nicht mehr verreisen. Was sollte er, der ohnehin nie gern weggefahren war, und schon gar nicht an unbekannte Orte, ohne sie in der Weltgeschichte herumgondeln! Dass er irgendwann umdenken könnte, hätte er sich noch vor Kurzem nicht träumen lassen. Doch dann hatten sich immer deutlichere Anzeichen dessen eingestellt, was man neuerdings als Burn out-Syndrom bezeichnete, und mit einem letzten Rest schwarzen Humors hatte er selbst die Befürchtung geäußert, dass er dereinst nach seinem Tod wohl für sein eigenes Be-

gräbnis sorgen müsse. Das war seinem Mitarbeiter zu viel geworden. Massiv hatte dieser – ganz gegen die eigene Überzeugung – für Urlaub plädiert. Eine Städtereise hatte sein Kollege empfohlen, denn ein Aufenthalt an irgendeinem Strand ließe befürchten, dass er zu sehr ins Grübeln gerate. Eher halbherzig war der Tourist im Internet auf die Suche gegangen und hatte ein Pauschalangebot in Perchtoldsdorf entdeckt. Geradezu ideal: ein gemütlicher Heurigenort an der Stadtgrenze Wiens, von dem aus man die Wiener Sehenswürdigkeiten problemlos mit öffentlichen Verkehrsmitteln erreichen konnte. Und wer weiß – vielleicht war ja auch eine nette Wienerin in der Nähe, die ihn von seinen persönlichen Kalamitäten etwas ablenkte. Von diesem Wunschdenken, das sein Kollege insgeheim hegte, ahnte der Tourist glücklicherweise nichts.

Einige Wochen später war er in Schwechat von der freundlichen Besitzerin der Pension, wo er logierte, abgeholt worden und genoss nun – zum eigenen Erstaunen und wider Erwarten – seinen Urlaub in vollen Zügen.

An jenem Tag, als der Vortrag stattfinden sollte, hatte er bereits eine ausgiebige touristische Besichtigungstour hinter sich: Innere Stadt, Hofburg, Ring, Parlament, Burgtheater, Rathaus, Volksgarten, Pause im Café Landtmann, Graben, Stephansdom, Kärntner Straße. Danach taten ihm die Füße weh. Wieder zurück in Perchtoldsdorf hatte er sich bei einem Heurigen erholt. Und weil er nichts weiter vorhatte, war er der Einladung zum Vortrag in die Burg gefolgt. Warum sollte er sich nicht ein wenig mit der hiesigen Kunst und Kultur befassen? Ein wenig wunderte er sich über das sichtbare mangelnde Interesse am angekündigten Vortrag über einen – ihm allerdings bis dahin unbekannt – Komponisten. Schließlich waren die Österreicher bekannt für ihre Liebe zur Musik. Einerlei. Vielleicht würde es unterhaltsam werden. Und wenn nicht – er konnte ja gehen, falls ihm gar zu langweilig wurde.

Die für die Perchtoldsdorfer Kultur Zuständigen hatten ihr Möglichstes getan, um dem Referenten Christoph Schönberg die Peinlichkeit eines derart spärlich besetzten Saals zu ersparen und ihm den kleinen Veranstaltungsraum im alten Rathaus ans Herz gelegt, jedoch ohne

Erfolg. Schönberg war stur geblieben und nicht bereit, sich mit einem, seiner Auffassung nach, „minderen Rahmen“ zufriedenzugeben.

In Perchtoldsdorf konnte man seine Vorträge zur Genüge. Seit er sich aus der Position eines Professors an der Berliner Musikhochschule vorzeitig in den Ruhestand hatte versetzen lassen, begann er an seinem neuen Wohnort intensiv das zu tun, wozu er sich berufen glaubte: seinen Mitmenschen die Macht der Musik als wichtigste Grundfeste ihres Leben begreiflich zu machen. Allerdings bewegte er sich dabei in einem engen und zeitlich sehr überschaubaren Rahmen. Für seine pädagogischen Unterweisungen griff er lediglich auf die ersten drei Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts zurück, genauer gesagt: Er konzentrierte sich auf die Kompositionen der Gebrüder Jägermeier, vor allem auf die von Karl Friedrich und bekundete stets lauthals, dass nicht nur die Musikwissenschaft, sondern auch die breite Öffentlichkeit – was immer man darunter verstehen mochte – Bedeutung und Einfluss dieses Komponisten weit, weit unterschätze. Zu Unrecht sei dieser Bruder von Otto Jägermeier völlig verkannt und der Vergessenheit anheim gefallen. Geradezu ignorant, so schimpfte Schönberg, ginge man mit dessen musikalischem Schaffen um. Deshalb setze er alles daran, seine Werke postum bekannt zu machen.

Zahlreiche Vorträge hatte er schon gehalten, Lesungen aus Briefen und Tagebüchern Jägermeiers veranstaltet. Und stets hatte er selbst zur Klarinette gegriffen – dem einzigen Instrument, dessen Handhabung er notdürftig beherrschte –, um seinem Publikum durch Klangbeispiele die Genialität des von ihm angebeteten Musikers zu demonstrieren.

Auch heute Abend musste man mit solch einer Darbietung rechnen, denn auf dem Flügel, der vor dem Hintergrund des die ganze Wand einnehmenden Gemäldes von Perchtoldsdorf lediglich als Staffage diente, lag bereits die bekannte Klarinette.

„Das kann ja heiter werden“, flüsterte eine Besucherin in der dritten Reihe ihrer Nachbarin zur Rechten seufzend zu. „Unsere Männer wissen schon, warum sie wieder nicht mitgegangen sind.“

„Meiner hat sich auch geweigert. Wenn der da vorn wenigstens besser spielen tät, dann ginge es ja noch, aber so...“, stimmte diese der

Befürchtung zu. „Hat er Sie auch wieder zwangsverpflichtet?“, wollte sie dann mitfühlend wissen.

„Und wie! Ich wohne in der Nähe. Drei Mal war er bei mir und hat mich an den Vortrag heute erinnert. Der hat sicher dauernd drauf gelauert, wann ich nach Hause komme, damit er mich sofort abfangen kann. Als ob wir nicht schon genug darunter zu leiden hätten, dass er diesen Schwachsinn bis zum Umfallen übt und uns mit seinen CDs beschallt.“

„Oh, ich glaub es Ihnen. Wissen Sie, ich bin ja im gleichen Tennisclub wie er, und fragen Sie mich nicht, wie oft er mich angesprochen und mir den Zettel mit dem Veranstaltungstermin unter die Nase gehalten hat.“

„Wir werden es auch dieses Mal überstehen“, klang es seufzend zurück.

„Schon. Aber ich könnte mir was Schöneres vorstellen. Sogar ein Kaffee mit der Sternleitnerin wär mir jetzt lieber.“

Frau Sternleitner zog in diesem Moment den ganzen Neid der beiden Damen auf sich, denn sie käme kaum je in die Verlegenheit, sich zu einem Jägermeier-Vortrag zu bequemen. Rigoros lehnte sie alles ab, was ihr nicht behagte. Und dazu gehörte mit Sicherheit ein Vortrag über Karl Friedrich oder Otto Jägermeier. In Acht nehmen musste man sich freilich vor ihr, denn sie war stets über alle kleinen und großen lokalen Vorkommnisse unterrichtet, gab sie auch großzügig, versehen mit eigenen Kommentaren, weiter und nahm begierig jede Neuigkeit auf, die sie dann ebenfalls nach eigenem Gutdünken ausschmückte.

„Gehen wir nachher noch auf einen Wein zum Sommerbauer? Der hat aus’steckt“, schlug die Dame in der dritten Reihe ihrer Sitznachbarin vor.

„Oh ja, das tröstet. Gern. Ach du liebe Güte, er naht.“

Die letzte Bemerkung bezog sich auf den eben die Bühne betretenden Christoph Schönberg. Er verneigte sich vor den wenigen Zuhörern, und deutlich war an seiner Miene abzulesen, dass er sich über die gähnende Leere im Saal ärgerte.

„Banausen“, dachte er wohl. „Im Grunde sollte ich mir zu schade sein für diese Ignoranten.“

Dennoch begab er sich, ganz entgegen seiner sonst leicht federnden Gangart, mit schweren, schleppenden Schritten ans Rednerpult, um zunächst das mitgebrachte opulente Manuskript umständlich zu entfalten und zu ordnen.

„Das kann lang dauern, bis wir zum Sommerbauer kommen. Schau'n S amal, wieviel Papier der Schwaffer wieder dabei hat. Es wird immer mehr. Wie seine Wamp'n.“

Obleich diese – sehr berechtigte – Kritik nur ganz leise geflüstert wurde, schoss ein strafender Blick von der Bühne her in die dritte Reihe. Professor Schönberg erwartete vor seinem Auftritt die ihm gebührende ehrfurchtsvolle Stille. Deshalb beschränkte sich die Sitznachbarin vorsichtshalber darauf, ihre Zustimmung nur mit einem angedeuteten Nicken zu bekunden.

Recht hat sie, dachte sie jedoch. Ganz schön zugelegt hat er. Wie der seine Massen noch über den Tennisplatz bewegen kann? Und die uralte, verbeulte Cordhose hat er auch ständig an. Der könnte sich wahrhaft ein bisserl herrichten, wenn er uns schon mit seinem Geschwätz traktiert.

Gewohnt langsam und sehr akzentuiert las Schönberg die ersten Sätze seines Vortrages. Er hatte sich dieses Mal etwas Besonderes ausgedacht: Er wollte zwei verschiedene Bearbeitungen eines Strauß-Waltzers der beiden Jägermeier-Brüder vergleichen. Die erste war eine burleske Variation für Klavier und Oboe d'amore von Otto, die zweite eine Sonate von Karl Friedrich. Beide allerdings bislang völlig unbekannt.

„Ich will“, so begann er mit einer weit ausholenden Geste, „dass jeder von Ihnen während meines Vortrags fühlt, dass die Gesetze von Raum und Zeit aufgehoben sind. Ich will, dass Sie sich ganz auf die Musik dieses großen, von der Welt so schmähdlich vernachlässigten Komponisten einlassen.“

Die letzten Worte waren etwas undeutlich, mit einem Zungenschlag, der nicht nur die beiden Damen vermuten ließ, dass der Referent sich zuvor etwas Mut angetrunken hatte.

„Gütiger Himmel“, wurde in der dritten Reihe leise gestöhnt, „immer dasselbe. Und b'soffn dürft er heut auch schon wieder sein.“

„Zunächst werde ich die musikalischen Begriffe meines Vortrages er-

läutern. Daran anschließend wende ich mich zum Eigentlichen, was ich mit Klangbeispielen auf meiner Klarinette verdeutlichen werde“, kam es zunehmend unverständlich von der Bühne her.

Damit sich seine Zuhörer ein Bild von diesem komplizierten Instrument machen konnten, setzte Schönberg nun an, ausführlich dessen Beschaffenheit und Funktion zu demonstrieren. Jedes einzelne Teil hielt er nach allen Seiten in die Höhe und baute dann das Mundstück langsam zusammen. Er nahm einen großen Schluck Wasser aus dem bereitstehenden Glas und lutschte ausgiebig an dem kleinen hölzernen Rohrblatt, um es zu befeuchten. Dann fügte er es in das Mundstück ein, befestigte es mit etwas fahigen Bewegungen und setzte schließlich das Instrument an die Lippen.

„Eklig, wie der das macht. Könnte er das nicht vorher zusammenbasteln“, zischelte jemand angewidert. Und die redselige Dame vorn rechts konnte sich nicht verkneifen, ihrer Begleiterin zuzuflüstern, dass sie gehört habe, wenn man für den Musiker sichtbar in eine Zitrone beiße, ließe dem das Wasser im Mund zusammen und er sei nicht mehr in der Lage, auf dem Instrument zu spielen.

„Schad‘, dass ich nicht dran gedacht habe, eine Zitrone zu kaufen“, bedauerte diese. Das hätte sie gar zu gern ausprobiert. Doch nun war es zu spät. Christoph Schönberg produzierte bereits mühsam die ersten Töne. Sie verhiessen nichts Gutes.

„Schräg wie immer“, sagte jemand halblaut aus dem Publikum.

„Und wie...“, antwortete jemand mit voller Überzeugung. Offenbar eine Spur zu laut, denn auf der Bühne endete das Klarinettenspiel abrupt. Der Vortragende stierte mit weit aufgerissenen Augen in jene Richtung, aus der die respektlosen Bemerkungen gekommen waren.

Doch anstatt an der Störung seines Vortrages Anstoß zu nehmen, begann er nach Luft zu ringen und griff sich an die Kehle, aus der nur mehr einige krächzende Laute kamen. Seine Augen schienen vor Anstrengung förmlich aus den Höhlen zu quellen, und es hatte den Anschein, als wolle er zu einer Salzsäule erstarren. Dann aber sank langsam, ganz langsam seine Hand, mit der er die Klarinette hielt, nach unten, und ebenso langsam gaben seine Knie nach, bis er im Zeit-

lupentempo wie ein nasser Sack in sich zusammenfiel und als unbewegliche, japsende Masse auf der Bühne liegen blieb.

Das Publikum hielt den Atem an. Schönbergs Zusammenbruch hatte sich in einem solch gemessenen Tempo, quasi *largetto* und *grave*, vollzogen, dass die meisten allen Ernstes glaubten, diese Inszenierung solle das Burleske der Komposition bildlich demonstrieren. Keiner kam auf die Idee, dem Referenten zu Hilfe zu kommen. Als aber einige Sekunden verstrichen, ohne dass sich das bewegungslose Bündel neben dem Rednerpult regte, machte sich Unruhe im Saal breit.

„Dem ist schlecht geworden“, rief jemand.

„Ruf doch einer die Rettung“, ertönte es aufgeregt aus einer anderen Ecke. Plötzlich herrschte hektischer Tumult. Einige stürmten auf die Bühne, der einzige an diesem Abend anwesende Gemeinderat erreichte sie als Erster. Er beugte sich über den Referenten, der keinerlei Reaktion mehr zeigte, rüttelte mit seinen großen Weinbauerpranken an dessen Schultern und brüllte Schönberg fortwährend an: „Herr Professor, Herr Professor, kommen Sie zu sich!“

Auch der deutsche Tourist war nach vorn geeilt. Vielleicht konnte er ja helfen. Doch Frau Brunner, deren Erste-Hilfe-Kurs zwar Jahrzehnte zurücklag, kniete bereits neben dem verstummten Musikwissenschaftler. Vergeblich fingerte sie an dessen Unterarm herum, um den Puls zu fühlen, versuchte ebenso ungeschickt wie erfolglos, eine Mund-zu-Mund-Beatmung durchzuführen, hämmerte auch auf dem Brustkorb des vor ihr Liegenden herum, was ihr jedoch heftige Kritik der Umstehenden einbrachte: „Sie machen das bestimmt ganz falsch!“ „Das hat gar keinen Sinn, lassen Sie das lieber bleiben, Sie machen alles nur noch schlimmer!“ „Sie müssen immer zwei zu dreißig machen.“

„Hä?“

„Zwei zu dreißig. Zwei Mal beatmen, dreißig Mal drücken.“ Die letzte Bemerkung kam von dem deutschen Gast. Das war zu viel für Frau Brunner. Das ließ sie sich nicht sagen, schon gar nicht von einem Fremden. Sie stellte ihr erstmalig vollzogenes Experiment an einem Menschen beleidigt mit der lapidaren, aber durchaus zutreffenden Feststellung ein: „Macht es doch selber, wenn ihr's besser könnt. Aber der hier is hin!“

„Hat die heilige Cäcilia ein Einsehen mit sich und uns gehabt. Jetzt können wir gleich zum Sommerbauer gehen“, kommentierte die Redselige von vorhin mitleidlos das Geschehen.

„Jetzt aber, geh bitte, wie können Sie so daher reden“, empörte ihre Sitznachbarin. „Wir können doch nicht einfach zum Heurigen gehen, als sei nix g’schehn.“

„Ja, und? Warum nicht? Wenn ihm noch zu helfen is, is es eh nicht unsere Sach. Und wenn er wirklich tot is, macht’s ihn auch nicht wieder lebendig, wenn wir bleiben. Man soll nichts Schlechtes über die Toten sagen. Tu ich auch nicht. Aber in den Himmel heben muss man ihn ebenso wenig. Da is er wohl schon selber angekommen. Jetzt kann er dort seinen Vortrag über den Jägermeier präsentieren.“

„Also, für so kaltschnäuzig hätt’ ich Sie nicht gehalten.“

„Ach was, kaltschnäuzig! Ehrlich bin ich halt. Geben Sie es ruhig zu. Sie sind doch auch froh, dass uns das Geschwätz erspart geblieben ist.“

„Schon. Aber den Tod hätt ich dem armen Schönberg jetzt nicht grad gewünscht.“

„Ich auch nicht. Aber vielleicht kann man ihm ja noch helfen. Und wenn nicht, is es halt so, wie’s is. Gehen Sie jetzt mit zum Erwin Sommerbauer oder nicht?“

Die Entscheidung über diese Frage wurde noch etwas aufgeschoben, denn weniger die Pietät als schlicht die Neugier gebot es den beiden Damen noch zu warten, bis die Rettungssanitäter eintrafen, die einer der Zuhörer geistesgegenwärtig per Handy alarmiert hatte. Nach wenigen Minuten – ihr Standort befand sich ganz in der Nähe – marschierten sie mit ihrer Ausrüstung in den Saal ein, und ihre routinierten Handgriffe wurden von den Umstehenden aufmerksam verfolgt. Doch alle noch so intensiven Bemühungen waren zwecklos: Professor Christoph Schönberg hatte sich unwiderruflich auf die Reise zu Otto und Karl Friedrich Jägermeier begeben. Das mussten auch die professionellen Retter, denen der Schweiß auf die Stirn getreten war, einsehen, und sie schüttelten bedauernd die Köpfe.

„Tut uns leid, aber wir können nichts mehr machen. Wahrscheinlich Herzinfarkt. Der Schlankste war er ja nicht“, stellten sie mit einem Blick auf die ziemlich ausladende Figur des vor ihnen Liegenden fest.

Die Ankunft des Notarztes, den sie noch vom Rettungswagen aus verständig hatten, mussten sie zwangsläufig abwarten. Der traf jedoch erst nach einer weiteren Viertelstunde ein, weil er in einem der üblichen Staus auf der Triester Straße stecken geblieben war.

Inzwischen waren auch Siegfried Riedel und Horst Czerny von der sich am Marktplatz befindenden Polizeiinspektion alarmiert worden. Sie standen zwar genauso hilflos wie die anderen herum, bewiesen aber durch ihre Anwesenheit, dass sie ihrer Pflicht nachkamen, sich um derart außergewöhnliche Vorkommnisse zu kümmern.

Der deutsche Tourist hatte versucht, den beiden Polizisten trotz des allgemeinen Wirrwarrs kurz zu schildern, wie es zu diesem Zusammenbruch gekommen war. Allerdings hatte er mit seinen Ausführungen nur sehr bedingt Beachtung gefunden, und dies Wenige auch nur bei Horst Czerny. Was sollte ein Fremder ihnen in dieser Situation zu sagen haben!

Als der Arzt endlich durch die Saaltür hetzte, war mehr als eine halbe Stunde seit Schönbergs letzten Worten vergangen. Der Mediziner erkundigte sich kurz bei den Sanitätern, beugte sich über Schönberg, um möglicherweise noch ein Lebenszeichen zu erkennen. Aber es war längst zu spät. Der da vor ihm lag, war unzweifelhaft tot. Während der Arzt bedächtig begann, seine Sachen wieder zusammenzupacken, musterte er den leblosen Musikwissenschaftler nachdenklich.

„Kann mir jemand von Ihnen genau sagen, was geschehen ist? Ist der Tote plötzlich zusammengebrochen, oder gab es zuvor schon Anzeichen, dass es ihm nicht gut gegangen ist?“, wollte er wissen.

„Ja, zuerst haben wir gedacht, dass es zum Vortrag gehört, weil es so komisch ausg’schaut hat“, meldete sich der Gemeinderat zu Wort.

„Was heißt ‚komisch‘ ausg’schaut?“, hakte der Arzt nach.

„Na ja, halt, man hat ihm richtig zuschauen können, wie er langsam ganz steif niedergesunken ist. Wie in der Oper, wenn sie singen ‚ich sterbe‘, und dann dauert es noch ewig lang.“

„Sie meinen, er hat noch gelebt, als er auf dem Boden gelegen ist?“

Nun schlug die große Stunde von Frau Brunner.

„Freilich, Herr Doktor. Ich hab’s ja noch mit Mund-zu-Mund-Beatmung probiert, da war er noch warm.“

„Das ist kein Kriterium. So schnell erkaltet ein Toter nicht. Das sollten Sie wissen, wenn Sie Erste Hilfe gelernt haben“, wurde sie bis-sig belehrt.

Indigniert richtete sich Frau Brunner zu ihrer ganzen Größe auf.

„Da tut man, was man kann, und dann wird man noch dumm ange-macht“, wütete sie, was der Mediziner tunlichst überhörte. Wer weiß, wie die sich angestellt hat, dachte er. Er hatte schon häufiger erlebt, dass die Leute meinten, es genüge, wenn sie vor Jahrzehnten einmal etwas über Erste Hilfe gehört hatten, aber im Ernstfall versagten sie dann kläglich. Der Arzt blickte etwas zerstreut auf Schönberg hinunter. Er konnte nicht genau begründen, weshalb, aber irgendetwas erschien ihm merkwürdig. Vielleicht hing es mit Gemeinderat Schindelbecks Bemerkung vom ‚steifen Niedersinken‘ zusammen. Das deutete jedenfalls nicht auf einen plötzlichen Herztod hin. Er entschloss sich, keinen Totenschein auszustellen. Da sollten ruhig die Kollegen von der Gerichtsmedizin etwas genauer nachforschen. Deswegen wandte er sich an die beiden Uniformierten.

„Bitte, veranlassen Sie, dass der Tote in die Pathologie nach Wien gebracht wird. Ich kann keine sichere Aussage über die Todesursache machen.“

„Ja dann“, kommentierte Horst Czerny etwas ratlos, und sein Kollege stimmte mit einem „ja so“ zu. Fragend schaute er zu den Rettungs-sanitätern.

„Bringt ihr ihn?“

„Wir? Wie kämen wir dazu? Wir sind für die Lebenden zuständig, nicht für die Toten. Ruft beim Fuhrpark der Städtischen Bestattung an.“

Es entspann sich nun eine lebhaftige Diskussion über die Zuständigkeit, wer den toten Professor wohin zu expedieren hatte. Das Institut für Pathologie in der Sensengasse in Wien, wo jene ihre vorübergehende Bleibe fanden, bei denen sich der Sensenmann nicht auf Anhieb in die Karten schauen ließ, war vor einiger Zeit geschlossen worden. Und niemand wusste momentan, wohin mit dem toten Referenten des Abends. Außerdem gehörte Perchtoldsdorf zu Niederösterreich, und wer war hier für die ordnungsgemäße Beförderung verantwortlich?

Man einigte sich schließlich nach einigem Hin und Her darauf, dass Horst Czerny direkt im Klinischen Institut für Pathologie des AKH anrufen und auch gleich um eine entsprechende Transportmöglichkeit ansuchen sollte. Als er zu dieser späten Stunde dort endlich jemanden ans Telefon bekam, der Bereitschaftsdienst hatte, erhielt er die ungnädige Auskunft, dass er sich gefälligst an die zuständige Bestattung in Perchtoldsdorf und wenn es dort keine gäbe, eben nach Mödling wenden solle.

So trat also Christoph Schönberg seine vorletzte Reise an – allerdings erst nach einer gehörig langen Wartezeit, da sich die bürokratischen Mühlen wegen des Transports über die Grenze der Bundesländer hinweg nur schleppend überwinden ließen. Die beiden redseligen Damen aus der dritten Reihe saßen schon längst gemütlich beim Sommerbauer, wo sie den begierig lauschenden Heurigengästen ausführlich und mit ungeahnt pathetischem Erzähltalent vom endgültig letzten Auftritt des Musikwissenschaftlers berichteten.

Auch der Tourist hatte seine Schritte nach dieser Aufregung zum Heurigen des Erwin Sommerbauer gelenkt. Dass dieser Abend so enden musste! Zwar war er von Berufs wegen daran gewöhnt, mit Todesfällen jeder Art konfrontiert zu werden, aber in den Ferien hätte er sich dies gern erspart. Nachdenklich blickte er in sein Glas mit dem Grünen Veltliner. Der Wein schmeckte ihm gut hier. Wenn er ehrlich war, noch weit besser als der aus seiner Heimat. Merkwürdig war dieser Tod auf offener Bühne gewesen. Ob er sich morgen auf der Dienststelle der hiesigen Polizei erkundigen sollte? Aber man würde ihm wohl kaum Auskünfte erteilen, schließlich war er hier vollkommen fremd und nur auf Urlaub. Also, mein Lieber, verhalte dich auch dementsprechend, sagte er sich.